Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichshafn: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditionen und Postämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Witzblatt „ULK“, der illustr. Montags-Beilage „Lokalzeit“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Handwirthschaft“ vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. p. Quart. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 1. **Berlin, Sonnabend, den 1. Januar 1887.** **XVI. Jahrgang.**

Des Neujahrstages wegen erscheint die nächste Nummer des Berliner Tageblatts Montag den 3. Januar Morgens.

Neujahr 1807 und 1887.

Achtzig Jahre Soldat! Achtzig Jahre im Dienste des Staates!

Unter der Herrschaft dieses Gedankens vollzieht sich für jeden Deutschen heute die Jahreswende, und in dankbarer Verehrung sieht er hinauf zu dem Throne, auf welchem der greise Heldenkaiser sitzt, dem es durch Gottes gnädige Fügung beschieden ward, eine Erinnerungsfeier zu begehen so hoch und so einzig, wie dies nur eben für den Fürsten möglich ist, der so hoch und einzig unter den Lebenden dasteht, wie Wilhelm der Erste, der Schöpfer und Erhalter des deutschen Reiches.

Es lenkt sich der Blick zurück um achtzig Jahre, zurück in den Beginn der kaiserlosen Zeit, zurück in die trüben Tage des nicht unverschuldeten Unglücks, welches über Preußen hereingebrochen war, da die Epigonen des großen Friedrich unthätig am Ruhme der jüngstvergangenen Zeiten zehren zu können glaubten.

Es war am 18. Oktober 1806, als im Schlosse zu Schwedt der Kronprinz, nachmals König Friedrich Wilhelm IV., und Prinz Wilhelm, unser Kaiser, ihrer erlauchten Mutter, die aus dem Hauptquartier kam, entgegeneilten. Königin Luise brach in die schmerzvollen Worte aus: „Ihr seht mich in Thränen. Ich beweine den Untergang der Armee. Sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen.“

Und weiter gab die edle Königin ihrem Schmerze Ausdruck und pflanzte den Keim der künftigen Größe in die Herzen ihrer Söhne: „Ich sehe ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gebaut haben. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen kann. Ruft künftig, wenn Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück! Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Zusammensturze des Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein. Handelt, entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder! Befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf der Erniedrigung, worin es schmachtet! Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen: Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherrn und Helden! Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat.“

Goldene Worte aus dem schmerzzerrissenen Herzen der Königin, aus der gequälten Seele der Mutter heraus; eingestreut in empfängliche Kinderherzen; aufgegangen zu herrlichster Frucht! Zur Zeit dieser segensreichen Einsaat aber keimte noch nicht der mindeste Hoffnungsschimmer in den Herzen der königlichen Familie; noch trüber, noch beängstigender gestaltete sich die Lage, und nach Königsberg mußte die Herrscherfamilie sich zurückziehen. In diesen verdunkelten Zeiten kam die Jahreswende von 1806 auf 1807. Am Neujahrstage rief der König den Prinzen Wilhelm zu sich und sagte ihm:

„Da an Deinem Geburtstage vielleicht keine Gelegenheit sein wird, Dich ordentlich einzukleiden, weil Ihr nach Memel gehen sollt, so erneune ich Dich schon heut zum Offizier und habe Dir auch eine Interims-Uniform anfertigen lassen.“

So vor achtzig Jahren! In herber Noth und tiefster Trübsal wurde der königliche Knabe dem Heere eingereiht, in den Dienst des Vaterlands gestellt. Heute schirmt des Heldengreises Wort und Wille den Frieden nicht nur des Deutschen Reiches, nein, den Europas. Und diese hehre Stellung als Hüter des Friedens, sie hat der Kaiser errungen in harter Arbeit als Soldat, er hat sie errungen auf dem Wege, den er durch die Worte und den Geist seiner Mutter gewiesen worden war, zur Zeit, als der stolze Staat des großen Friedrich, welcher dem Ansprall fast ganz Europas widerstanden hatte, wenig mehr bedeutete, wie einst das Markgrafenthum Brandenburg.

Diesen Weg ist der königliche Prinz in Mühen, in redlichster, gewissenhafter und pflichttreuer Arbeit vorwärts geschritten. Körperlich schwach und noch unfertig drängte der junge Prinz ins Feld hinaus, als das Volk sich auf den Ruf des Königs erhob, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Es wurde ihm der Zug ins Lager zunächst verwehrt. Doch schon am siebenten Gedenktage seiner Einreihung in die Armee, Neujahr 1814, konnte sein Ohr nahen Kanonendonner vernehmen, während er dem Uebergange des Sackenschen Korps bei Mannheim über den Rhein beiwohnte; und wenige Wochen darauf erhielt er die Feuertaufe bei Bar sur Aube. Dem Prinzen, für dessen Gesundheit unter den Anstrengungen des Feldzuges gerechte Besorgniß gehegt worden war, war die Luft des Schlachtfeldes gesundheitfördernd, sie war das Element, in welchem allein der junge Recke sich auswachsen konnte zu dem, was er später als Heerführer und Kriegsherr des ganzen deutschen Volkes geworden ist.

Des Friedens lange Jahre führten den Prinzen Wilhelm durch die Stellungen der militärischen Stufenleiter hindurch; auf jeder einzelnen aber in wetteifernder Arbeit mit den gleichgestellten Funktionären; der königliche Dienst nahm sein Leben und Wirken ganz in Anspruch, und es gab keinen des Dienstes kundigeren Kommandeur in der Armee, wie den Prinzen von Preußen; er erwarb sich das Recht, an der ersten Stelle zu stehen — das ihm angeborene — noch einmal selbst durch eigenste Arbeit; er war in der That der erste und der beste Soldat des Königs. Als nun des Schicksals Walten ihn auf den Thron rief, da eilte er, sein Wissen und Können zur Gestaltung zu bringen; aus seinem Haupte ist das große so mannigfach erschwerte und bestrittene Werk der preußischen Armee-Reorganisation hervorgegangen, jenes Werk, welches dem im Volke mächtig emporstrebenden Gedanken, dem unhemmbaren Drängen desselben zur Einheit Deutschlands, die gewaffnete Kraft verlieh, sich das hohe Ziel zu erringen.

Des Prinz-Regenten eigenstes Werk ist so die Grundlage des deutschen Reiches geworden. Er schuf sich das Volk in Waffen, und als König nahm er das selbstgeschmiedete Schwert in die Faust; es bewährte sich. Stahlhart war das Erz, welches er rechtzeitig in die richtige Form geschmiedet hatte, und seines kühnen Schwingens Lohn war die Kaiserkrone, war die Wiedervereinigung aller deutscher Stämme zu machtvollem Volke.

Als des Friedens Hort ruht heut das Reichsschwert in des Heldengreises Arm. Will aber das Geschick der Völker, daß seine mächtige Klinge noch einmal entblößt werden muß — was Gott verhüten möge —, so werden die Völker mit Staunen sehen, daß auch nach 80 Jahren Dienstzeit noch blieb der erste Soldat in seinem Heere: der Kaiser der Deutschen, Wilhelm der Siegreiche!

[26. Fortsetzung.]

Der Wunsch.

Novelle von **Hermann Sudermann.**

Der Alte las weiter:

Nachmittags 2 Uhr.

Sie schläft. Doch ist es kein Schlaf, der die Kräfte stärkt und Genesung bringt, wie ein Alp scheint er auf ihr zu liegen und mit Gewalt die Lider zuzudrücken. Sie ächzt leise. Die Brust hebt und senkt sich, als würde sie von innen aufgetrieben und von außen aufs Neue niedergepreßt. Ich kann sie nicht ansehen. Sobald mein Blick auf das wachsbleiche, blaugeäderte Gesichtchen fällt, ist mir, als müßt' ich laut aufschreien. Mit aller Kraft muß ich dann an mich halten. Könnt' ich nur weinen! Dies Papier soll meine Zuflucht werden. Ihm will ich anvertrauen, was ich seh' und empfinde. Sonst drückt es mir das Herz ab. Wie träge die Stunden schleichen! Und die Angst, die mir langsam das Mark aus den Knochen saugt — o Jesus, die Angst!

4 Uhr.

Robert ist gekommen und wieder fortgegangen. Warum er sich nur so selten sehen läßt? Es scheint fast, als wage er sich nicht an ihr Bett.

Und der scheue Blick, den er mir zuwarf. Nicht eine Silbe hat er mit mir geredet ..... Er leidet fürchterlich ..... Tagüber soll er sich auf den Feldern herumgetrieben haben. Sein Blick ist stumpf, das Haar hängt ihm wirr ins Gesicht. Und er kennt noch nicht einmal die ganze Gefahr.

Dämmerstunde.

Tante und Onkel waren hier. — Ich habe mich in ihr nicht getäuscht. Widerwärtiges Weib. — Ihm werd' ich jenen Blick mein Lebtag nicht vergessen. — Wie er erschrak, als er mich vor sich sah. — Sie — Megäre als schmerzensreiche Mutter verkleidet. Wollte mich kurzweg vom Bette verdrängen. Und wie sie schrie!

„Ich bitte Sie vor Allem, liebe Tante, Ihre Stimme zu dämpfen.“

Giftgeschwollen war der Blick, mit dem sie mich maß. — Und wie ich mich dann aufrichtete und sie mit kaltem Lächeln bat, sich ins Nebenzimmer zurückzuziehen, da der Kranken jeder Besuch verboten sei, ihre Finger krallten sich zusammen — — — sie hätte mich auf der Stelle erwürgen mögen — — Aber sie ist gegangen und der schlaffe Herr Oheim mit ihr. Wartet, Ihr sollt Euren Meister an mir finden. Was wollt Ihr auch, Ihr Geldseelen, in dem Tempel unseres Schmerzes? Hinaus mit Euch!

8 Uhr.

Es ist Nacht geworden. Wie ein Feuergleisch liegt der letzte rothe Streifen des Abendrothes über der Stadt, deren Thürme sich in die Gluth hineinbohren, als ob sie die Flammen neu entfachen wollen! Laßt schlafen, was da schlafen will! Auch ich bin müde — und eine endlose Nacht liegt vor mir. Sie ist noch immer nicht erwacht. Der alte Doktor wollte doch kommen. Wo bleibt er denn? Auch Robert ist verschwunden.

Neun.

Am Gartengitter rüttelt der Wind. Es klingt, als wollte ein später Gast herein. — Schleichst Du schon, Tod, am Hause herum? Du sollteſt es wagen! Ich halte Wacht. — Erst werf' ich mich Dir in den Weg!

Mitternacht.

Schwester erbarme Dich — wach' auf! Ich will mit Dir reden. Es sprengt mir die Brust — es schnürt mir die Kehle zu! — — — Gekrümmt in ihren Schmerzen liegt sie da, ein trauriges Knochenhäuflein. Auf ihren Backen glühen kleine Flämmchen. — — Ihr Athem feucht — bisweilen regt sie die Lippen, als wolle sie reden. Dann wieder macht sie Miene, ihre Lage zu ändern, aber mit leisem Wimmern hält sie inne. — Jede Bewegung macht ihr Qual! Und dabei dieser Schlaf, dieser ewige, angstvolle unnatürliche Schlaf! —

Er ist hinausgegangen. — In seinem Zimmer hör' ich ihn ruhelos auf und niedergehen. — Warum beb' ich bei seinen Tritten? Was geht's mich an, ob er Ruhe findet oder nicht? — — Ausgerissen mit allen Wurzeln, ausgebrannt durch tausend Feuer ist der Frevel aus meiner Seele — hier vor mir liegt mein Glück, mein Leben, mein Alles! —

Ob er wiederkommen wird? — Schlafen kann er ja doch nicht! —

Im Winkel am Ofen hat er gesessen, drei lange, bange Stunden, seitdem der Doktor weggegangen war. Herzklopfend habe ich gewartet und gedacht, er würde mich anreden. Er hat's nicht gethan. Was hat er gegen mich? — Ahnt er vielleicht? — O pfui über Dich! Magst Du's gar niederschreiben, schamloses Weib Du, dicht am Bette der Schwester, die zwischen Tod und Leben ringt? — — — — — — Doch ich will ihn fragen. Ich darf's nicht dulden um Marthas willen, daß Mißverstehen oder Unfrieden gar sich zwischen ihm und mir einnistet!

Wie eintönig die Uhr dort drüben tickt! Daß sie doch nicht müde werden will! Genau so eintönig schlägt das Herz und wird auch nicht müde in seiner Liebe. Mir ist, als fühlt' ich das Blut in meinem Leibe kochen und quirlen. Warum fließt es nicht ruhig und guter Sitte gemäß, wie es mein großer Entschluß verlangt? Mir wird bange vor diesem Rauschen und Jagen. Ich seh' einen Strom, der mich fortreißt mit seinen Wirbeln, einen Strom von Blut, ein Felsen ragt daraus hervor mit spitzen Zacken. Darauf steht ein Wort geschrieben, das Wort: Blutschuld — —

Seine Schritte tönen lauter. — Er kommt. —

3 Uhr Morgens.

Schwester, ich that nichts Böses an Dir, ich hab' ihn nur trösten wollen. In meinem Herzen ist alle Selbstsucht ertödtet. Frei und froh bin ich. Könnt' ich nur weinen!

Er ist gekommen; am Bette hat er sich niedergesetzt, ihre Hand ergriffen, die heiße, hagere Hand, deren Nägel so bläulich schimmern, und darauf niedergestiert in dumpfem, verzweifeltem Brüten.

Die Luft des Krankenzimmers lag schwül wie ein erstickendes Tuch auf meinem Kopfe. Das Hirn brannte mir von den Karboldämpfen, die vor mir aus der Schüssel emporstiegen. Kaum daß ich noch zu athmen vermochte.

Verstohlen sah ich ihn von der Seite an. Wie seine Augen rothunterlaufen aus den Höhlen flammten! Wie seine Lippen in bitterer Anklage sich aufeinander preßten! Erstarrt in seinem Schmerze, ein gigantisches Steinbild, so saß er da. Die Begier, mich ihm zu nähern, schüttelte mich wie im Fieberschauer. Doch wenn ich mich erheben wollte, legte es sich wie zwei eiserne Fäuste auf meine Schultern und drückte mich auf meinen Sitz zurück.

Endlich nannte ich seinen Namen und erschrak, so fremd, so unheimlich erschien mir der Laut der eigenen Stimme.

Er wandte sich um und starrte mich an.

„Robert,“ sagte ich, „warum sprichst Du nicht zu mir? Es wird Dir leichter werden, wenn Du einen Anderen theilnehmen läßt an dem, was Dich bedrückt.“

Da sprang er auf, trat an mich heran und ergriff meine beiden

Hierzu „Deutsche Lesehalle“ Nr. 1.